

Expo.02 : eine Schau für beschränkte Ansprüche : Notizen eines Sommers der Denkanstösse

Autor(en): **Baumberger, Jörg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **83 (2003)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **01.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jörg Baumberger

EXPO.02: EINE SCHAU FÜR BESCHRÄNKTE ANSPRÜCHE

Notizen eines Sommers der Denkanstösse

Die Vorspiele und Vorschauen noch lebhaft im Kopf, auf Vergnügen mehr hoffend als vertrauend, trat der Autor die Reise ins Dreiseenland mit deutlich begrenzten Erwartungen an. Im Sinne eines Alibis tarnte er deshalb die Reise vor seinem inneren Rechnungshof als Bildungsreise. Er ist dabei einer reflexionswürdigen Schweiz der besonderen Art begegnet.

Mein erster Besuch der Expo führt mich an zwei Orte der Welt, die ich kraft früh erfahrener Prägungen als faktische Heimatorte bezeichnen würde. Es sind dies im Westen der Stadt Biel das Seebecken mit Strandbad, und in Neuenburg, vor dem Quai Léopold Robert direkt vor dem Lycée Jean Piaget, vormals und immer noch die Ecole Supérieure de Commerce. Kann eine Ausstellung an solchen seelenbesetzten Orten gut abschneiden? Kann ein solches Rendez-vous der sepiafarbenen Erinnerungen mit der high-technologisch umgebauten Realität der letzteren gerecht werden?

Nun, was den «Um-Bau» der wohlbekanntenen Landschaft angeht, ist der Schock durchaus einer der angenehmen Art. Die Gestalt der künstlichen Expo-Landschaft könnte als die neueste Teillieferung der seit meiner Jugend auf dem Strandboden von Biel stattfindenden Skulpturenausstellungen gedeutet werden. Auch der Platz Neuenburg bildet einen Akzent in der Szenerie zwischen Jura, See und Alpen. Das Künstliche verschluckt das Vorbestehende nicht, hinterlässt aber trotzdem die distinktive Marke des gekonnt Menschengemachten.

Die Expo-Türme von Biel möblieren den Fuss des Pavillonhangs wie markig aufsteigende Blitze. Monumental aus der Nähe, vermögen sie aus gewöhnlicher Distanz den mächtig ruhenden Rücken des Jura-Südfusses höchstens leicht zu dekorieren.

In Neuenburg ist die Architektur eine Besichtigung wert. Der Dom aus Holz des Palais de l'Equilibre zieht Blick und Schritte an. Die Wanderung im grosszügigen sphärischen Zwischenraum zwischen der Innenkugel und der die Kugel umhüllenden Lamellenbedachung, die den Blick auf See und Stadt freilässt, hinterlässt einen nachhaltigen Eindruck von Kraft und durchgehender Echtheit. Rasch überzeugt man sich: Die Struktur hat kein fadenscheiniges Innenleben, da ist kein billiges Sägemehl dahinter. Das Thema «Natur und Künstlichkeit» wird eindrücklich angestanzelt durch die Nachbarschaft des Holzdomes

mit den flach liegenden Linsen der anderen Pavillons. Der Inhalt des Domes kontrastiert allerdings ungünstig mit der Architektur. Er erschöpft sich in einer biedereren Anmahnung der Rio-Umweltprotokolle, angereichert mit weltenschmerzlerischen Gedankenketten über die Ungerechtigkeit der Welt. Der eindrückliche Bau hätte einen stärkeren Inhalt verdient.

Zeit und Stau

Das Innere vieler Pavillons lässt sich als *event art*, *event teaching*, *event dialectics* charakterisieren. Je stärker man sich von der reinen *event art* entfernt, desto forcierter, gequälter wirken die Darbietungen – gequält zwischen politisch korrekter Ermahnung zum Gutsein, Offensein und An-den-Rest-der-Welt-Denken und der politischen Auflage, dennoch nicht zu einseitig zu werden, gequält aber auch im eitlen Bemühen, dem Laien wissenschaftliche Dinge zu vermitteln, die vielleicht einen Wissenschaftler, aber keinen Laien hinter dem Ofen hervorlocken können.

Was soll man zum Beispiel mit dem Klangturm anfangen? Sollen wir beeindruckt sein, dass die Technik es möglich macht, allerlei Geräusche einzufangen und diese dann zum bauchmassierenden *sound* zu mischen und zu verstärken? Der Klangturm ist nur eine jener zahlreichen Installationen, die im Besucher den ernüchternden Eindruck hinterlassen, er habe die *message*, den Witz, den *coup de génie* schlicht nicht ganz mitgekriegt. Im Bemühen, möglichst wenig Text zu verwenden, erfordern viele Exponate Ein- oder Zweipersonenbetrachtung und führen damit im Inneren der Pavillons zu Staus vor den Vorführ- und Teilnahmeplätzen – dies, nachdem der Besucher bereits vor dem Pavillon mitunter über eine Stunde gewartet hat – der Ausdruck «Warteplage» (auch der zweite Teil des Wortes deutsch ausgesprochen) ist nicht übertrieben. Einer der charakteristischen Fakten der heutigen Zeit, nämlich dass der Mensch nicht

nur ein Kaufkraft-, sondern auch ein Zeitbudget hat, ist ignoriert worden. Eine Ausstellungsweise, in der bei Frequenzen im Rahmen des Erwarteten eine Viertelstunde Schau und Spiel mit einer Stunde oder mehr Schlangestehen erkaufte werden muss, ist ein krasser Fehlentwurf. Wer sich Zeit nehmen will, stundenlang die natürliche Landschaft der Juraseen zu bewundern, sieht nicht ein, wozu er noch ein Expo-Ticket braucht. Das Warten erzeugt zudem einen endogenen negativen Effekt: Der Zeitverlust irritiert den Besucher nicht nur als Zeitverlust, sondern der Stau führt unwillkürlich zu einer Steigerung der Erwartungen, die durch den Inhalt nicht gerechtfertigt wird. Beim Ausgang des Nationalbankpavillons habe ich mir zum Zeitvertreib ein Experiment erlaubt. Einer jungen Familie, die soeben aus dem Dunkel wieder ins Freie austritt, stelle ich die Frage: «Wenn Sie vor dem Eintritt gewusst hätten, was Sie in diesem Pavillon erwartet – wie lange hätten Sie freiwillig Schlange gestanden?» Antwort: «*Franchement, pas plus d' 5 minutes.*»

Der Tiefpunkt ist dieser durch *Harald Szeemann* gestaltete Pavillon der Nationalbank, ein konzeptloses Amalgam von numismatischem Museum und forcierter Distanznahme zum Geld. Bereits der Titel «Geld und Wert – das letzte Tabu» bringt einen zum Gähnen. Gibt es etwas Einfallsloseres als das Tabubrechen-Wollen? Die Zeit, in der man schon als Intellektueller galt, wenn man nur das Projekt eines Tabubruches andeutete, ist passé, seit es offensichtlich geworden ist, dass die vollberuflichen Tabubrecher die lächerlichsten Tabubewahrer sind, die Bewahrer ihrer wohlbehüteten Vorurteile gegenüber der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und ihren ökonomischen Institutionen. Dieser kritisch und global sein wollende Pavillon gehört zum Biedersten, was an der Expo zu sehen war.

Die Ausstellung ist dort stark, wo sie nur Kunst sein will, so im – irreführend benannten – Pavillon «Magie de l'énergie» in Neuenburg. Das Wasser- und Lichtspiel ist ein Kunstwerk, das man nicht ohne einen bleibenden Eindruck verlässt. Alles in allem fragt sich der unbefangene Besucher, ob eine von allem intellektuell-kritisch-welt offen herbeigequälten Nationalnegationsballast befreite Phänomene, eine reine Spiel-Fest-Schau von Naturwissenschaft, Technik, Spiel und Architektur nicht eine erfolgreichere Formel ergeben hätte.

Über den Wert der Denkanstösse

Murten: die Heimatfabrik. Technisch eine Installation zur Produktion eines Kristalls aus Harnstoff. Hermeneutisch, ein aufrütteln sollender Raum, voll von unrein aussehenden Plastikröhren. Das Ganze gespickt mit absichtsvoll widersprüchlichen Text-

täfelchen zum Thema «Heimat». Die Installation solle zum kritischen Denken und Infragestellen des unbewusst mitgebrachten Begriffs von Heimat anregen. Sie sei ein Denkanstoss. Ich denke mehr über die Denkanstossindustrie nach als über die Heimat.

Dann hinaus zum See. Abermals ist es die Architektur, die das Ganze «herausreisst». Der Monolith, dieser imposante Würfel in unabschätzbarer Distanz, zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Wenn das Pendelboot gerade nicht im Gesichtswinkel ist, fehlen einem die Anhaltspunkte, um die Grösse abzuschätzen. Die Spontantriangulation versagt. Erst wenn am Landesteg Menschen erscheinen, verankern sich die Dimensionen wieder. Ziemlich eindrücklich, namentlich vom Lande aus vor dem Hintergrund des Mont Vully, den meine Mutter noch «Mistelacher» nannte.

Der Ausdruck «Wartepilage» (auch der zweite Teil des Wortes deutsch ausgesprochen) ist nicht übertrieben.

Die virtuelle Lücke, die der Abbruch hinterlassen wird, dürfte einer Generation als Markstein in Erinnerung bleiben.

Im unteren Teil des Monolithen stehen wir in der Mitte einer Rundleinwand. Unbewegte Bilder des schweizerischen Alltags bewegen sich zu- und übereinander. Dass man mit Videos Bilder bewegen kann, wissen wir mittlerweile. Eine videotechnische Diapositiv-Show, dazu eine mit betont trivialen Bildern, wird nicht anregender, indem man die statischen Bilder etwas herumwirbelt und sie ein-, aus- und überblendet. Schon eher ein Lichtblick ist das obere Stockwerk – nicht wegen des Kriegsruhms der Eidgenossen, der hier gefeiert wird, sondern wegen der handwerklich-artistischen Qualität der hundertjährigen Leinwand und wegen des Denkanstosses, den das Panorama dem Betrachter gibt. Endlich ein Denkanstoss, welcher der Mühe wert ist. Der unverbindlichen Denkanstösse denkfauler Kulturschaffender überdrüssig, ist man geradezu dankbar für ein Bekenntnis, dem man durch einen Blick in die Geschichte etwas entgegenhalten kann. Hier ist etwas zu sehen, worauf man antworten kann, und auf das zu antworten man Lust hat. Die Schlacht von Murten und ihre späte Darstellung sind beide sehr weit weg von uns, aber das Bild ist eine Aussage, zu und hinter der jemand steht, der sich nicht hinter dem Immunitätsschild des Denkanstossgebens versteckt. Hier zeigt sich ein Denkanstoss, der seinen Namen verdient: ein zu Ende gedachter – vielleicht falscher

– Gedanke, aber zumindest ein Gedanke, für den jemand die Haftung übernimmt.

Ein letztes Mal an der Expo. Nochmals in der Wolke von Yverdon-les-Bains, nochmals im Roche-Pavillon. Abermals frappiert durch die sprechenden Statuen beim Eingang. Überhaupt: Der Roche-Pavillon hat Qualität, wenn man vom «Arbeitsplatzmangel» absieht. Nochmals Besuch im Schmerz pavillon. Kann mich immer noch nicht von der Originalität dieser hängenden, von Schmerzen erzählenden Schläuche überzeugen.

Nach wie vor ist es die Architektur in Yverdon, die den Ort und die Veranstaltung rettet. Dasselbe gilt auch für Biel. Der Pavillon «Leben, Lust und Lohn» der Schweizer Maschinenindustrie will uns Aussagen über Innovation, Vitalität und Frauenpower in der Schweizer Industrie nahe bringen. Viel Aufwand für ein Statement, das jeder Werbefilmer besser zustande gebracht hätte.

Die virtuelle Lücke, die der Abbruch hinterlassen wird, dürfte einer Generation als Markstein in Erinnerung bleiben.

Ein Rätsel bleibt die auffällige Gutartigkeit des Publikums. Stehen wir von einem «Kaisers neue Kleider»-Effekt? Besteht vielleicht eine kollektive Scham zuzugeben, dass man seine Zeit fehlinvestiert hat? Oder befriedigte das stundenlange Warten ein latentes Bedürfnis, einmal Zeit zu finden, sich selbst, seinem Gefährten, seinen Kindern und einer Stichprobe gutartiger echter Schweizer (ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger und Touristen fielen durch Abwesenheit auf) zu begegnen? Ich werde darüber noch lange nachdenken.

Nicht bieder sein wollende Biederkeit

Soeben habe ich über Internet nochmals alle Installationen Revue passieren lassen. Drei Dinge sind mir dabei aufgefallen:

- Bei vielen Installationen wäre ich besser vor meinem Bildschirm sitzen geblieben. Das Innere der Ausstellung sieht im Kleinformat wesentlich besser aus als im Massstab 1:1. Der private Bildschirm eignet sich für zahllose Themen und Vorgänge wesentlich besser als der aufwendige Bau auf der Artepilge. Man hat den Bildschirm für sich allein. Niemand wartet darauf, dass man den Erlebnisplatz räumt. Man kann es sich bequem machen. Erst hier wird einem klar, dass viele Installationsdesigner wohl gar nicht an eine

Ausstellung, sondern an ein Bildschirmfeature gedacht haben.

- Tendenziell sind die Installationen umso schwächer, je näher der «Partner» im Gravitationsfeld des Staates liegt. Die Privatwirtschaft zeigt mehr Kreativität, besseren Kontakt auch zum gebildeten Publikum als der Staat. Von Ausnahmen abgesehen, ist der Auftritt der Privatwirtschaft künstlerisch und aufklärerisch besser. Je näher man zum Staat gelangt, desto mehr kriegt man das, was man in gebildeten Kreisen «Denkanstösse» nennt: seichte, unüberlegte Bilder und Statements, Unüberlegtes, Dummes, das denkfaul oder denkfähige Designer uns zum Denksport verschreiben.
- Die Landesausstellung ist eigentlich weder eine Ausstellung noch eine Manifestation des Landes. Man könnte sie als den unbeabsichtigten Auftritt des Landes bezeichnen. Der intendierte Nicht-Auftritt ist ein unintendierter Auftritt. Die Expo ist letztlich der eminent naturgetreue, politisch korrekte Nicht-Auftritt der Nation, entsprechend den schon leicht angegrauten Eitelkeiten der kulturell tonangebenden Schicht des Landes. Belehrende Nicht-Belehrung ist die Tiefen-Pädagogik dieser Schau. *Ad nauseam* hat man uns wiederholt, die Expo.02 solle keine Leistungsschau sein. Aber sie *ist* eine Leistungsschau, eine Leistungsschau nämlich der in die Jahre gekommenen Nachkriegskultur der Schweiz, in welcher blasiertes Leiden an der Schweiz zum Chic gehörte. In ihrer Jugend noch antihelvetisch, ist diese Schweiz in ihrer Senilität jetzt einfach ostentativ a-helvetisch geworden. Diese Leitkultur hat hier für einmal uneingeschränkt das Heft in die Hand bekommen. Das Ergebnis ist eine

*Die Ausstellung ist dort stark,
wo sie nur Kunst sein will.*

nicht bieder sein wollende Biederkeit. Die Nachkriegs-Leitkultur sieht heute «alt» aus, und zwar durchaus im Sinne des zeitgenössischen jugendlichen *newspeak*: alt, gescheitert, langweilig, verstaubt.

Schade, aber diese Leistungsschau verdient wirklich nur das Prädikat *summa sine laude*. Schade für die vielen vertanen Möglichkeiten. ♦

JÖRG BAUMBERGER, geboren 1944 in Biel, studierte Volkswirtschaft an der Universität St. Gallen, wo er auch promovierte. Heute ist er Titularprofessor für Volkswirtschaftslehre an der Universität St. Gallen. E-Mail: joerg.baumberger@unisg.ch